

*Abschied, Trauer und Tod
in der Kinder- und Jugendliteratur*

Update Mai 2009

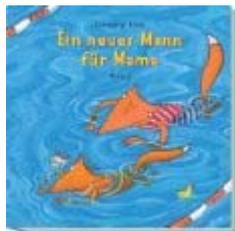
Hrsg. von Bernhard Hubner

www.alliteratus.com

Update unseres Themenheftes
http://www.alliteratus.com/pdf/tb_lb_abschied-tod.pdf

ab 4 Jahren

Gergely Kiss: Ein neuer Mann für Mama. Mit Bildern des Autors.
 Picus 2008. 32 Seiten. 12,90



2007 erschien von Gergely Kiss bei Picus „Papa wohnt jetzt anderswo“, ein Bilderbuch, in dem er sich mit der Situation von Kindern bei einer Scheidung der Eltern beschäftigte. In diesem neuen Buch geht es um die Zeit, nachdem die Scheidung bereits ausgesprochen ist. Die Eltern leben also bereits getrennt und, so drückt es der Junge in dieser Geschichte aus, „deshalb habe ich jetzt zwei Zuhause“.

Doch auch wenn dieser Zustand des Hin- und Herpendelns zwischen den Elternteilen durchaus seine Vorteile hat – das Gelbe vom Ei ist er dann doch nicht. Denn hier hat der Vater bereits eine neue Familie, in der sich der Junge durchaus wohl fühlt, aber seine Mutter ist am Wochenende, wenn er bei seinem Vater ist, stets allein zu Hause.

Glücklicherweise wird hier von vornherein klar, dass der Junge mit seinen Fragen und Problemen nicht alleine steht. Im Kindergarten zum Beispiel wird viel darüber geredet, es sind schließlich mehrere Kinder in dieser Lage. So erfährt der Junge, dass die Mutter seiner Freundin Laura über das Internet einen neuen Freund gefunden hat, mit dem sie wieder sehr viel fröhlicher wurde. Und da sein Freund Matthis einen großen Bruder hat, der sich mit Computern auskennt, suchen die Drei bei den Kontaktanzeigen im Internet nach einem passenden neuen Partner für Mama. An dieser Stelle muss gesagt werden, dass das zwar alles sehr menschlich klingt, im Interesse eines leichteren Zugangs zu den Personen aber in einer Welt von Hunden und Füchsen angesiedelt ist. So findet der kleine Fuchs die Vorstellungen eines Herrn Husky besonders ansprechend und verabredet sich unter dem Namen seiner Mutter mit diesem Herrn noch am gleichen Nachmittag im Schwimmbad. Nur weiß die Mutter leider noch gar nicht, was ihr bevorsteht. So wird das erste Treffen gleich zu einer Katastrophe und verläuft so unerfreulich wie ergebnislos.

Und als man nach Hause kommt, ist auch noch die Waschmaschine ausgelaufen und alles steht unter Wasser. Doch das ist auch ein Glück, denn sonst hätte Mama vielleicht gar nicht den neuen Nachbarn, Herrn Bernhardiner, kennengelernt, den sie spontan „sehr nett“ findet. Der kleine Fuchs hat also letzten Endes Erfolg mit seinem Plan wenn auch anders als erwartet. Und dass die Dinge manchmal besser laufen, wenn man nicht zu viel „daran dreht“, ist ja auch eine kluge und sinnvolle Erkenntnis.

Eine Geschichte also, die ideal ist für das Vorschulalter, mit kurzen, einfachen Sätzen, einer überschaubaren Struktur und vor allem einer fröhlichen und aufbauenden Botschaft. Ob es in Wirklichkeit immer so einfach ist, sei dahingestellt, doch Kindern in einer Scheidungssituation motivierend zur Seite zu stehen, wenn sie glauben, sich zwischen den beiden Eltern entscheiden zu müssen, das ist mehr als ehrenwert.

Kiss gelingt es aber nicht nur, eine zu Hoffnung und Optimismus anstiftende Geschichte zu schreiben, er illustriert sie ebenso ansprechend und kindgemäß. Seine Bilder, stets eine aufgeklappte Doppelseite füllend, sind ebenso animiert fröhlich wie raffiniert. In ihnen mischen sich kindliche Darstellungsformen und Farbgebungen mit subtilen Farb- und Formkontrasten, erstaunlichen Perspektiven und pseudorealistischen Schattenwürfen. Viele kleine Details schaffen vertraute Umgebungen, ohne aber von den Akteuren und dem Wesentlichen abzulenken. Viele Kinder werden sich sagen: So ähnlich hätte ich das auch gemalt – und gleichzeitig ist es perfektioniert und wo nötig durchaus „erwachsen“. Allein die Blicke aus den großen, seitlich am Kopf sitzenden Augen sprechen Bände und führen das Auge des Betrachters durch das Geschehen.

Gleichzeitig ist es also ein optisches Vergnügen, dieses Büchlein anzuschauen, wie ein frohmachender und aufbauender Hoffnungsschimmer für Betroffene. Ach, wenn es doch wirklich so einfach wäre...! (Bernhard Hubner)

Françoise Legendre: Orangen für Opa. Aus dem Franz. von Rosmarie Griebel-Kruip. Mit Bildern von Natali Fortier. Sauerländer 2008. 32 Seiten. 13,90



Tief im Süden Andalusiens wachsen die Orangen in Hainen, wie bei uns die Äpfel in den Gärten. Sie schmecken süß wie Honig und duften nach der Sonne, die jeden Morgen in dem kleinen Dorf aufgeht, in dem Opa Juanito und seine Enkelin Petra wohnen. Bis die Sonne über den Dächern der weißen Häuser steht, geschieht jeden Tag das

Gleiche: Opa Juanito sucht für seine Enkelin Petra eine besonders schöne Orange aus, schält und zerteilt sie. Dann setzt er sich an Petras Bett und weckt sie mit einem kleinen „Stück von der Sonne“. Und während Petra den zuckersüßen Saft der Orange „schlürft“, liegt ein Lächeln auf Opa Juanitos Gesicht. Danach steht sie auf und läuft nach San Jose in die Schule. Am Nachmittag, wenn die Sonne glühend heiß in den Gassen brennt, wartet der Großvater im Schatten eines Olivenbaums auf seine Enkelin und begleitet sie wieder nach Hause.

Eines Tages jedoch sucht Petra ihren Opa vergebens auf der Bank. Ihre Mutter erklärt ihr, dass Opa krank ist und deshalb im Bett liegt. Jetzt besucht Petra ihren Großvater jeden Tag am Bett und versorgt ihn mit süßen Orangenstückchen.

Jung- und Altsein, Leben und Tod – mit diesem Thema beschäftigt sich die Autorin auf sehr innige und poetische Weise in ihrem Bilderbuch. Sie erzählt vom Zusammenleben zwischen Jung und Alt, vom Abschiednehmen und Tod eines geliebten Menschen.

So wie die Sonne am Morgen auf- und am Abend untergeht, so befindet sich auch der Mensch im ewigen Kreislauf der Natur: Er wird geboren und stirbt, wenn er alt ist.

Gemeinsam verbringen Großvater und Enkelin ein Stück ihres Lebens, feste Rituale und Gewohnheiten beherrschen den Tagesablauf beider: Morgens wird Petra von ihrem Großvater geweckt, nachmittags von ihm nach Hause begleitet. Er liebt seine Enkelin und möchte, dass es ihr gut geht.

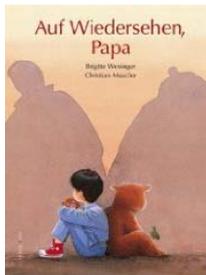
Sanft erzählt die Autorin, wie Petra das Sterben ihres Großvaters erlebt. Jeden Tag bemerkt sie, dass er immer blasser und schmäler wird, dass er immer mehr schläft und dass er nichts mehr essen möchte. In ihrer kindlichen Not erinnert sie sich an das morgendliche Geschenk ihres Großvaters.

Die Orange – Sinnbild für Lebensfreude und -kraft – verbindet die Enkelin und den Opa auf innige Weise. Und tatsächlich vermag es das Mädchen mit ihren Orangenstückchen, den Großvater noch einmal glücklich zu machen.

Natali Fortier, die in Frankreich schon zahlreiche Bilderbücher illustriert hat, entführt den Betrachter in südländische Gefilde. Ihre großflächigen Zeichnungen skizzieren mit wenigen Strichen die kleine Welt des Großvaters und seiner Enkelin: weiße Häuser, Mauern und Wände, Orangenbäume und Orangen. Warme orange Farben bringen dem Betrachter einen heißen Sommertag ins Wohnzimmer. An dem satten Blau und dem Weiß der Mauern kann er sich kaum satt sehen.

Und immer wieder erscheint die Orange, einmal als Sonne oder als übergroße Frucht, das andere Mal in Stücke geteilt oder an Bäumen hängend. Man kann förmlich den Duft der Orange riechen und ihren süßen Saft schmecken. Sie ist die Frucht des Lebens, die den Großvater zwar nicht vor dem Tod retten kann, die ihn aber im Herzen der Enkelin weiterleben lässt. Noch als erwachsene Frau erinnert sie jeden Morgen eine Orange an ihren geliebten Großvater. (Gabi Schulze)

Brigitte Weninger: *Auf Wiedersehen, Papa.* Bilder v. Christian Maucier. minedition 2008. 24 Seiten. 12,95



Es ist immer traurig, wenn etwas Schönes zu Ende ist; das gilt schon bei kleinen Dingen: Das Spielen mit Anderen, die Tafel Schokolade, das freie Wochenende, ein Besuch im Zoo. Wie viel mehr ist es traurig, wenn ein ganzer Lebensabschnitt zu Ende ist – und damit ist nicht gemeint „die Jugend“ oder „die Schulzeit“. Nein, es trifft vor allem für das Ende von Beziehungen zu, für das Teilen von Leben und Erlebnissen, für das Wohnen unter einem Dach. Früher geschah so etwas fast nur, wenn ein Familienmitglied starb, heute ist das Auseinandergehen von Partnerschaften schon beinahe der Normalzustand. Erst in jüngster Zeit konnte man Lesen, dass in England eine kindheitsüberdauernde Ehe als Familienmodell zur Minderheit geworden ist - und hierzulande sind wir nicht mehr weit davon entfernt.

Trennung und Scheidung sind nun für alle Beteiligten leidvoll und belastend, am meisten aber sicher für Kinder, die der Entwicklung hilflos und betroffen gegenüberstehen, passiv betroffen sind und gar nicht verstehen, warum ihr kleiner behüteter Kosmos auf einmal aus den Fugen gerät. Da hilft auch die großzügigste Besuchsregelung nichts, Eltern auf Besuch heißt immer wieder Abschied nehmen. So geht es in diesem Bilderbuch auch dem kleinen Tom, der nach einem Wochenende bei seinem Papa wieder nach Hause gebracht wird und sich einer Verabschiedung trotzig verweigert. Er will keinen seiner beiden Elternteile davongehen lassen, doch er wird da gar nicht gefragt.

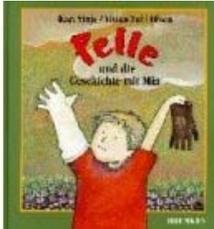
Bis ihn an diesem Abend auf einmal sein Teddy anspricht und ihm seine eigene Geschichte erzählt. Auch Teddy hatte nämlich früher beide Bäreneltern, bis die beiden immer häufiger stritten und sich trennten. Jetzt kommt ihn sein Papa zwar häufig besuchen und unternimmt mit ihm typische „Vater-Sohn-Ausflüge“, doch das ist eben nicht dasselbe. Und Teddy, so erzählt er, verhält sich genau wie Tom, bockt beim Abschied und ist traurig, weil Papa nicht bleibt. Doch Teddy erzählt auch, wie er lernt, dass zwar die Eltern nicht mehr zusammen leben wollen, das aber nichts an ihrer dauerhaften Liebe zu ihrem Kind ändert. Und so entscheidet sich Teddy - und mit ihm Tom - in Zukunft seinem Papa immer „Auf Wiedersehen“ zu sagen, denn genau das werden sie: Sich wiedersehen.

Für manchen Erwachsenen mag diese Geschichte rührselig klingen, doch sie trifft genau die Gedankengänge kleiner Kinder in ihrer Verlustangst. Dazu ist sie in ganz einfachen, eingängigen Worten erzählt, schlicht und im positiven Sinne ergreifend. Es ist ja eigentlich auch keine neue Geschichte, erstens passiert sie so ähnlich sicher an vielen Orten tagtäglich, vor allem aber stammt sie eigentlich schon aus 1995, ist also fast ein Klassiker. Neu sind dabei vor allem die Illustrationen von Christian Maucler, aquarellierte Bleistiftzeichnungen von großem Reiz. Die Rahmenerzählung rund um Toms Abschied versinnbildlicht Toms Gefühle dabei sehr sprechend durch bodennahe Blickwinkel, zurückgezogene Betrachterstandorte und eher schmutzig-düstere, melancholische Farbwahl. Erst wenn Teddy von früheren, glücklichen Zeiten erzählt, wird der Bildeindruck strahlend hell und freundlich in klaren Frühlingsfarben. Die Szenerien werden lebhafter, ereignisreicher und spannender in ihrem Bildinhalt. Wenn Teddy die Reaktionen Toms selbst wiederholt, dunkelt das Farbschema wieder ein und nähert sich der Ausgangssituation. Doch Teddy macht Tom schließlich Hoffnung auf die unauslöschliche Liebe seiner beiden Eltern - und dieser hoffnungsfrohe Ausblick geht in die Bildsprache mimisch wie farblich direkt ein. Schön ist dabei, dass die beschriebene Symbolik nicht plakativ dem Betrachter „um die Ohren gehauen“ wird, sondern sich erst bei intensiverer Betrachtung in ihrer Macht erschließt, obwohl der emotionale Effekt natürlich schon direkt auftritt. Diese gelungenen Emotionalisierung in Verbindung mit einer naturalistischen, aber unkitschigen Darstellungsweise macht den Zauber des Buches aus, in Wort und im Bild. Und man kann sich leicht vorstellen, dass so mancher kindliche Leser (oder besser Zuhörer) der Geschichte sich wie Tom erleichtert und getröstet in seine Kissen kuschelt, wenn die mutmachende Botschaft den abwehrenden Panzer von Trotz und Enttäuschung überwunden hat.

Eine gute und gelungene Hilfestellung auch für betroffene Eltern, um die eigene Hilf- und Sprachlosigkeit in der Vermittlung der widersprüchlichen Gefühle zu überwinden. (Bernhard Hubner)

ab 8 Jahren

Kari Vinje: *Pelle und die Geschichte mit Mia*. Aus dem Norwegischen von Elisabeth Wohlenberg. Mit Bildern von Vivian Zahl Olsen. Brunnen 2008. 72 Seiten. 14,95



„Dies ist die Geschichte von Pelle Pimpen, seiner kleinen Schwester Mia und den beiden Handschuhen“ – so lautet der erste Satz dieses Buches. Erste Sätze sind immer ein aufschlussreiches Ding, sie sollen zum Weiterlesen reizen, aber auch nicht zu viel verraten, sie sollen sozusagen ein Exposé liefern, aber gleichzeitig die Unsicherheiten der meisten Autoren überspielen, bis die Geschichte endlich richtig losgeht. Und hier fragt

man sich natürlich, was das mit den beiden Handschuhen soll, und die Autorin sieht diese Frage auch selbst voraus, doch sie verspricht, dass sich das bis zum Ende des Buches alles aufklären wird. Ihre norwegischen Leser sind dabei viel weniger überrascht als hierzulande, denn der norwegische Titel lautet „Pelle og de to handskene“, kommt also direkt auf die zwei Handschuhe zu sprechen.

Die Geschichte scheint ganz friedlich und freundlich zu beginnen. Pelle hat eine liebe kleine Schwester, Mia, die er abgöttisch liebt, auch wenn er sie manchmal ein bisschen ärgert oder gar zwickt. Mia lernt gerade laufen und sprechen, doch auch sie kann Pelle schon ärgern, wenn sie zum Beispiel Sachen von ihm zerbeißt oder sonstwie kaputt macht. Wenn die Eltern am Sonntagmorgen gerne länger schlafen möchten und Pelle ein Aufwecken verboten bekommt, dann kneift er Mia einfach ein bisschen und sie fängt an zu schreien. Dann sind die Eltern wach und Pelle ist es nicht gewesen. Das klappt ganz wunderbar bis auf ein einziges Mal. Da nämlich reagiert Mia gar nicht auf sein Kneifen, sie wird nicht wach und macht auch keinen Lärm. Das geht auch nicht mehr, denn Mia ist am „plötzlichen Kindstod“ gestorben.

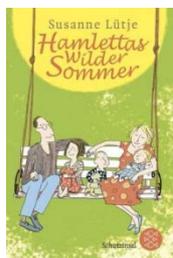
Der Schock für die Familie ist riesig, für jeden einzelnen und auch für alle zusammen. Aber das mit dem „zusammen“ fällt schwer, wenn jeder erst einmal für sich trauern will und muss. Pelle hat also nicht nur den Kummer, dass seine Schwester gestorben ist, er fühlt sich auch von seinen Eltern vernachlässigt und fürchtet, dass er vielleicht sogar ein bisschen schuld ist am Tod seiner Schwester, denn schließlich hat er sie gekniffen. Dazu kommen nervende Trauerbesuche von anderen Erwachsenen und der Schreck, als Pelle hört, dass Mia in der Erde begraben werden soll. Er muss unbedingt jemanden dazu befragen und geht deshalb zur Nachbarin Frau Jensen.

Die ist nicht nur sehr klug, sondern auch sehr einfühlsam. Und so kommt es, dass sie und Pelle lange über den Tod und das, was danach kommt, sprechen. Dabei geht es auch um die zwei verschiedenen Handschuhe, die im Titel vorkommen. Und Pelle beginnt zu verstehen, dass der tote Körper eines Menschen nicht mehr als eine zurückgelassene Hülle ist, die man eben begräbt, damit sie sich in Ruhe verändern und auflösen kann. Frau Jensen zeigt ihm, was vor und bei der Beerdigung geschieht und als es endlich soweit ist, kann er recht gefasst das Geschehen und die vielen Menschen drumherum ertragen. Und seine Mutter hat auch noch einen ganz besonderen Trost für ihn.

Das ist ganz wunderbar zart und einfühlsam erzählt, mit einfachen Worten und kurzen Sätzen, die doch in der Lage sind, dem komplizierten Geschehen rund um Tod, Abschied und Begräbnis einen Teil seiner Bedrohlichkeit zu nehmen und die helfen, zumindest mit dem Kopf, aber auch mit dem Herzen die Veränderungen zu akzeptieren. Vor allem beweist diese Geschichte, dass es möglich ist, auch mit recht kleinen Kindern Dinge beim Namen zu nennen und nicht drumherum zu reden, wenn die eigene Position gefestigt und in Überzeugungen verwurzelt ist. Hier ist es ein christlicher Glaube, der aber ganz selbstverständlich und ohne missionarischen Eifer Hilfestellung leistet. Jenseitsvorstellungen und Bilder vom Leben nach dem Tode werden so en passant eingearbeitet, dass weder Peinlichkeit noch naive Leichtgläubigkeit drohen. Sich öffnendes Mitgefühl und gegenseitige Stärkung sind hier die Mittel der Wahl.

Optische Verstärkung bieten dazu die großformatigen und eindrücklichen Bilder. In warmen, positiven Farben aquarellierte Bleistiftzeichnungen sprechen stärker noch als der Text von Vertrauen, Geborgenheit und Hoffnung, ohne jemals ins Süßliche abzugleiten. Traumbilder und Realitäten mischen sich da bruchlos, ungewohnte, aber stets passende Blickwinkel und Perspektiven halten die Aufmerksamkeit. Nie entsteht der Eindruck eines traurigen oder moralisierenden Buches, doch auch die scheinbare Leichtigkeit negiert nicht den Ernst des Grundanliegens. Insgesamt ein beeindruckendes Zeugnis, wie man die christliche Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode mit der stets vorhandenen Trauer beim Abschied vom irdischen Leben ausbalancieren kann. (Bernhard Hubner)

Susanne Lütje: Hamlettas wilder Sommer. Fischer Schatzinsel 2009. 127 Seiten. 5,95



Titel und Text auf dem Buch klingen nach einem unbekümmerten Mädchen- oder Ferienroman. Da gründen Hamletta, ihre beiden jüngeren Geschwister und ihre Kusine Johanna eine Bande, die „Wilden Schnecken“ (hübsche Anspielung auf die Wilden Hühner“), und wollen sich an Großtante Mechthild rächen, die ihnen das Leben schwermacht. Aber so lustig, wie sich das liest, ist die Geschichte gar nicht, auch wenn sie sich insgesamt wunderbar spannend und oberflächlich unbekümmert liest.

Hamletta mit dem ungewöhnlichen Namen – weil sie geboren wurde, als Grossi, ihre heiß geliebte Großmutter, gerade in „Hamlet“ auf der Bühne die Königin spielte – muss nämlich in den Ferien mit ihren Geschwistern zu Oma und Opa (nicht zu Grossi, die wieder mal auf der Bühne steht), weil ihr Vater einen Forschungsauftrag in Südamerika bekommen hat, auf den ihn die Mutter drei lange Wochen begleitet. Natürlich ist Hamletta nach eigener Einsicht schon groß, fast elf, und kann ausgezeichnet auf die Geschwister aufpassen und jede Situation meistern.

Bei so viel Tapferkeit und Edelmut lassen sich die Tage bei Oma und Opa denn auch ganz gut an, und alles wäre in schönster Ordnung, käme da nicht unversehens Omas Schwester Mechthild zu einem ungeplanten und umso längeren Besuch. Und „Mecker-Mechthild“ macht es Hamletta gar nicht leicht. Nicht nur, dass sie das Mädchen wegen ihres Namens verspottet und heruntermacht, nein, sie „ermordet“ auch im Garten die Schnecken in einer Bierfalle anstatt sie, wie Oma, in einem Eimerchen zu sammeln und im Wald aussetzen.

Wie sich das alles für Hamletta anfühlt, kann der Leser hautnah miterleben; Susanne Lütje erzählt einfühlsam aus der Sicht Hamlettas, gar nicht so gefühlsbetont und somit vielleicht ungleich überzeugender; sie versetzt sich in die Lage des elfjährigen Mädchens, in dem sich viele der Leserinnen wiedererkennen werden. Hamletta denkt über alles jedes nach; worüber Erwachsene hinweggehen, erscheint ihr gewichtig und bedeutsam, egal ob der krumme Zeh der Nachbarin oder der Esel auf dem Weg zum Abdecker; würdevoll und ungewollt komisch ist zum Beispiel die Szene, wo sie die Schnecken in einer Seebe-stattung auf Salatblättern beerdigt – in der Kloschüssel, die prompt überläuft und mit Verstopfung endet.

Aber egal, was sie tut, Mecker-Mechthild keift und schimpft und schlimmer noch: ist ironisch und vernichtend negativ. Hamletta leidet, und sie will die Tante zu Tode erschrecken, mit einem wabbeligen Gartenschlauch so tun, als sei er eine giftige Schlange. Das gelingt, und Tante Mechthild reist wütend ab – bis sie fünf Tage später einen Schlaganfall erleidet. Hamletta hat Angst. Ist sie es, die nun Schuld trägt am Unglück der Tante, wie Hamlet an Ophelias Tod? Sie ist müde und leer und maßlos überfordert, so ohne Eltern. Da kommt Grossi und spricht mit ihr über Leben und Sterben.

„So was ist Schicksal. Manch einer lebt immer ganz gesund und wird krank. Ein anderer raucht und trinkt und geht in seinem ganzen Leben keinen Schritt zu viel und wird hundert.“ „Das ist nicht gerecht“, sagt Hamletta. „Nein, das ist es nicht. Es ist auch nicht gerecht, dass Menschen freundlich und fröhlich sind und jung sterben, wenn unzufriedene Nörgler misshandelt weiterleben. Das ist ungerecht. Und sinnlos. Aber man kann es nicht ändern. Man kann es nur hinnehmen.“

Die Dinge rücken sich zurecht und Hamletta beweist viel Größe, indem sie von der Tante Abschied nimmt.

Was weiß sie eigentlich über diese Frau, die hier liegt und stirbt? Noch nicht einmal, wie ihre Füße aussehen. Sie weiß nicht, ob der kleine Zeh schief ist oder gerade. Nichts weiß sie. Gar nichts. Und jetzt ist es zu spät. Hamletta sieht auf die Schuhe von Opa und Grossi. Sie sieht auf ihre eigenen Sandalen. Da, wo die Tränen auf die Schnallen tropfen, färbt sich das Leder dunkel.

Es gibt kein Happy end. Tante Mechthild stirbt, wie sie gelebt hat, ohne Lächeln, ohne versöhnlichen Blick, mit geschlossenen Augen und schiefem Mund.

Es ist nicht so, wie Hamletta sich das Sterben vorgestellt hat. Es ist nicht so wie bei Königin Gertrud, die ruft: „Der Trank, der Trank, ich bin vergiftet“, und dann tot auf die Bühne sinkt. Es ist nicht so wie bei Prinz Hamlet, der dem Tod unerschrocken ins Auge sieht und wie ein Held stirbt. Es ist nicht so wie bei den Schnecken, die morgens tot im Bier geschwommen sind. Es ist nicht so wie bei Penelope, dem Rosenstrauch, der nächstes Jahr wieder nachwächst. Hier kommt der Tod langsam. Ganz langsam. Ohne Eile. Schritt für Schritt [...] Hamletta legt ihre eigene kalte Hand darauf und sagt leise: „Der Rest ist Schweigen. Viel Glück, Tante Mechthild.“

Es ist ein wilder Sommer, ein Sommer auf Leben und Tod, den Hamletta erlebt. Sie tut den ersten Schritt aus der behüteten und unbekümmerten Kindheit, lernt Abschied und Tod kennen und eine merkwürdige Trauer. Es ist ein Sommer, den sie nie vergessen wird, denn in ihm hat das Abenteuer Leben angefangen, in dem sie nun mittendrin ist.

Eine wunderbar leise, großartige Erzählung. Preisverdächtig! (Astrid van Nahl)

Ingrid Uebe: *Anna und die Himmelsbriefe. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit Bildern von von Betina Gotzen-Beek. cbj 2008. 144 Seiten. 12,95*



Was für ein wunderschönes Buch – ein Weihnachtsbuch, ganz klar, schließlich spielt die Geschichte in der Adventszeit, die besagten Himmelsbriefe kommen pünktlich an den Adventssonntagen und ein Krippenspiel kommt auch darin vor – und doch, was das Buch im Grunde zu vermitteln hat, ist zeitlos und unabhängig von jeder Jahreszeit. Man kann es im Frühjahr lesen oder im Sommer: Es hat immer etwas zu sagen. Und das haben nur wenige Weihnachtsbücher.

So vielschichtig wie die Botschaft ist Ingrid Uebes Erzählweise. Was ist es nun – ein fröhliches Buch, unbeschwert und lustig? Oder ein trauriges Buch, weil doch Annas Mutter gestorben ist und sie sie oft im blauen, wolkenlosen Himmel suchen muss, „natürlich nicht mit ihren Augen, sondern mit ihrem Herzen. Und bei Nacht oft und oft hinter den Sternen.“

Die Himmelsbriefe haben von allem etwas, und deshalb bringen sie auch so viele Saiten im Leser zum Klingen, machen ihn lachen oder schmunzeln oder auch einmal vor Tränen blinzeln. Und immer, wenn man denkt, „wie lustig“ oder „wie traurig“, dann schlägt die Stimmung um, reißt den Leser aus der Stimmung heraus, öffnet ihm eine andere Tür.

Ingrid Uebe erzählt die Geschichte von Anna, die mit dem Vater allein lebt. Diese hat sich daran gewöhnt, dass er es nun ist, der die Tür öffnet. Ist es schlimm, dass das Leben trotz allen Kummers weitergeht und Anna sich sogar ein bisschen auf Weihnachten freut? Auch zu zweit ist es recht gemütlich. Doch eines Tages sitzt eine fremde Frau in der Wohnung, Papas „Agentin“, und Papa will, dass sie bei ihnen einzieht. In Mamas Zimmer! Anna ist aufgewühlt, fassungslos, enttäuscht – und fest entschlossen, diese Jette ganz blöd zu finden.

Aber Jette macht ihr das nicht einfach, denn Jette versteht. Versteht Annas Verletztsein, ihre Ängste, ihr Bemühen, die Mutter nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, ihren Zorn. Und es ist Jette, die die Blumen in die Vase neben dem Bild der Mutter stellt. Jette erzählt von früher, als sie Kind war und die Familie so wenig Geld hatte, dass die Geschwister statt Adventskalendern jeden Adventssonntag einen Himmelsbrief bekamen, jedes den seinen. Anna findet das eigentlich wunderbar. Aber ebenso groß ist ihr Lust, Jette zu kränken, ihr wehzutun. Schließlich hat man auch ihr wehgetan, als sie die Mutter verlor.

Und dann kommt Advent, und auf dem Tisch liegt ein himmelblauer Himmelsbrief in einem dunkelblauen Umschlag, nur für Anna, von „Engel des ersten Advents“ geschrieben. Er erzählt ihr eine einfache Geschichte von Jette, als diese etwa so alt war wie Anna.

Er erzählt von Timo, dem kleinen Bruder von Jette, der beim Tauchen eine Muschel holte und sie ihr schenkte, in seinem letzten Sommer. Es ist ein schlichter Brief, der in seiner Einfachheit unter die Haut geht, und der Leser kann ihn nur still und betroffen und mit starkem Schlucken wieder in den eingeklebten blauen Umschlag im Buch stecken.

‘Wenn ich groß bin, heirate ich dich!’ sagte Timo zu Jette. ‘Dann bleiben wir für immer zusammen.’ Das war im Frühling und sie gingen unter blühenden Bäumen über eine lange Straße vom Spielplatz nach Hause. ‘Aber vielleicht werde ich auch gar nicht groß’, sagte Timo noch. ‘Vielleicht sterbe ich vorher.’

Timo starb. Und nun schenkt Jette Anna ihre Muschelkette. Anna ist berührt. Aber so schnell und oberflächlich lösen sich die Probleme nicht bei Ingrid Uebe. Weitere Krisen folgen, und nur langsam gibt Anna ihren Widerstand auf. Eine der anrührendsten Szenen, ehrlich und ohne jeden Kitsch, ist die Aufführung des Weihnachtsstückes in der Schule, als Jette kurzfristig einspringt und einen Engel spielt und singt. Die Rektorin dankt „Annas Mutter“ und Anna weiß, sie muss einfach klarstellen, dass Jette nicht ihre Mutter ist – und auch nie werden wird.

Sie suchte verzweifelt nach den richtigen Worten. Die wollten ihr einfach nicht einfallen. Jedenfalls nicht ihre eigenen. Ihr fielen nur die ein, die Oma damals gemurmelt hatte. Noch einmal hob sie das Mikrofon. ‘Meine Mama ... also meine Mutter ist nämlich im Himmel’, sagte sie ernst. ‘Ich weiß, dass es ihr da gut geht.’ Im Zuschauerraum war es jetzt vollkommen still. Anna horchte in sich hinein. Und dann fand sie ihre eigenen Worte – Worte, die sie noch nie über die Lippen gebracht hatte: ‘Meine Mama ist im vorletzten Sommer gestorben. Ich glaube, sie ist jetzt ein Engel. Nicht so einer wie die hier auf der Bühne, sondern ein richtiger himmlischer Engel.’

Und Jette versteht auch diesmal und die beiden nähern sich mehr und mehr an, bis Anna die Angst verliert, dass Jette die Mutter je verdrängen wird. Drei Himmelsbriefe werden dem ersten folgen, im Ton immer fröhlicher und zuversichtlicher, in dem Maße, wie Annas Widerstand schmilzt.

Es ist keine leichte oberflächliche Erzählung, aber mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Transparenz erzählt. Die Geschichte einer Familie mit Problemen, wie es sie heutzutage häufig gibt; die Geschichte einer Familie, in der alle füreinander da sind und an dem wachsen, was sie trennt. Eine Geschichte, die von großen Gefühlen handelt, ohne sie jemals beim Namen zu nennen. Eine Geschichte von Liebe und Treue und Verantwortung, über den Tod hinaus.

Eine Weihnachtsgeschichte eben. (Astrid van Nahl)

Gert Scobel: Wie Niklas ins Herz der Welt geriet. Mit Bildern von Ayano Jmai. Bloomsbury 2008. 34 Seiten. 12,90



Manche Leute, vor allem diejenigen, die kein Haustier besitzen, halten einen Vergleich der Gefühle von Verlust und trauerndem Abschied beim Tod eines nahestehenden Menschen und eines Haustieres für unangemessen. Wer so denkt, ist entweder sehr abgebrüht oder hat das Erwachsensein missverstanden. Denn für Kinder wäre ein solcher „Rangunterschied“ unvorstellbar.

So geht es in diesem Buch dem kleinen Niklas. Es war „bloß“ sein Hund Lola, der nach einer Operation beim Tierarzt nicht mehr aufwachte. Doch seit Lola nicht mehr da ist, macht Niklas nichts mehr richtig Freude. Schon das morgendliche Aufstehen ist eine Quä-

lerei, Lolas Bellen fehlt ihm, ihr Schwanzwedeln, einfach ihre Nähe und ihr Da-sein. Auch wenn er nachmittags einmal spazieren geht, fehlen ihm die vertrauten Gewohnheiten: Stöckchen-werfen und Apportieren, Herumtollen und mit anderen Hunden spielen. Die anderen Hunde begegnen ihm auch jetzt noch, sind sogar besonders freundlich zu Niklas, aber sie erinnern ihn immer nur an das, was nicht mehr ist.

Da hilft es auch nicht, wenn Niklas' Mutter genau spürt, wie sehr ihm der Verlust ans Herz geht und daher stets viel Rücksicht und Mitgefühl zeigt, ihm besonders leckere Dinge kocht und ihn abzulenken versucht. Gerade die „besondere“ Behandlung erinnert Niklas immer wieder an Lola, die nicht mehr ist. Er erinnert sich an einen Satz seiner Lehrerin, der ihm gut gefällt, obwohl er selbst ihn für „zu erwachsen“ für sich hält: „Man sieht die Schönheit der Dinge immer erst, wenn sie weit weg oder verschwunden sind“. Ja, genau so geht es ihm mit Lola, die einfach selbstverständlich ein Teil seines Lebens war und mit der er noch so viel erleben wollte.

Als der Winter naht, trifft Niklas häufiger einen alten Mann, der vor dem Haus sitzt und vor sich hin denkt. Nach ein paar Begegnungen grüßen sich die beiden jedes Mal, bis sie eines Tages einen Satz wechseln: „Was machst du, wenn du hier sitzt?“ fragte Niklas. „Ich denke nach“, sagte der alte Mann. Bald sitzen sie öfter eine Zeit nebeneinander, oft schweigend, aber zunehmend auch sich unterhaltend. Niklas erfährt, dass auch der alte Mann, Johannes, oft an einen Menschen denkt, den er verloren hat, seine Frau Martha.

Und während sie einander von den schönen Erinnerungen erzählen und von der oft trostlosen Gegenwart, vor allem aber von all dem, was sie in glücklichen Tagen erlebten, wird Niklas' Blick auf Lola und ihre gemeinsame Zeit klarer, „geordneter“, und er kann sich an diesen Erinnerungen freuen, ohne jedes Mal wieder in tiefer Trauer zu versinken. Auch dem alten Mann geht es so, denn „geteiltes Leid ist halbes Leid“. Vor allem aber kann er Niklas vermitteln, dass das Bewusstsein von Nähe und Entfernung, von Zeit und Ewigkeit, von eigenem Leben und unendlich erscheinender Welt dem Leben neue Kraft geben kann und uns dem „Herzen der Welt“ nahebringt. Das erspart nicht traurige oder melancholische Gefühle, aber es öffnet die Augen wieder für Neues und Schönes, das auch nach einem Verlust noch existiert. Johannes und Niklas vergleichen das mit den Blumen, die im Herbst verwelken und „fort“ scheinen, in jedem Frühjahr aber erneut zum Leben erwachen.

Der Wechsel von Nähe und Entfernung ist prägend für diese Geschichte, auch für die Art ihrer Erzählung. Manchmal scheint sie fast belanglos dahinzuplättschern, dann kommt sie wieder ganz nahe und rührt auch an das Herz des Lesers. Scobel lässt sich Zeit bei der Entwicklung des inneren Kernes seiner Geschichte, manches erscheint zunächst wie feuilletonistische Plauderei, erinnert an die Kultursendungen, für die Scobel schon im Fernsehen bekannt war. Doch er findet den Weg zurück, die „Botschaft“ seiner Geschichte erschließt sich und bleibt sichtbar, es müssen nur, wie bei einer Zwiebel, erst die äußeren Schalen und Hüllen beiseite geräumt werden.

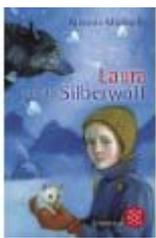
Einer ähnlichen Technik verdanken auch die Bilder der japanischen Künstlerin Ayano Imai ihre Wirkung. Durchgängig sind es kleinere und größere Bleistiftzeichnungen, grau in grau, mit manchmal irritierenden Proportionen und in einzelnen Fällen zunächst belanglos erscheinend. Doch auch sie arbeiten sich zum Kern vor, arbeiten sich von Außen nach Innen vor. Zur Erinnerung, dass es dabei aber immer ein Ziel, ein Zentrum für die Bewegung und die Aufmerksamkeit gibt, tauchen in jeder Zeichnung kleine Akzente in Rot auf,

Blickfänger, vor allem aber Gedankenfänger, die das Ziel im Blick behalten und in ihrer Wirkung an den berühmten Knoten im Taschentuch erinnern: Da war doch noch etwas...

Und so, wie Niklas dieses „Etwas“ am Ende findet, findet es auch der Leser und Betrachter dieses Buches, das eigentlich nur einen Nachteil hat: Es ist schwer, die richtige Zielgruppe dafür zu finden. Die Grundsituation und die sprachliche Ebene sind sicher schon ab etwa 7 Jahren verständlich, doch die etwas verborgenen Feinheiten in Text- und Bildgestaltung, ein wirkliches Verständnis für die verwendeten Mittel, das wird sich sicher erst etwas später einstellen. Und es ist wie bei vielen wunderbaren Bilderbüchern: Der volle Genuss wird sich wohl erst bei erwachsenen Leserinnen und Lesern entfalten, doch gibt es das – erwachsene Bilderbuchgenießer? Hoffentlich! (Bernhard Hubner)

ab 10 Jahren

Antonia Michaelis: *Laura und der Silberwolf. Fischer Schatzinsel* 2009. 256 Seiten. 6,95



Oh, wie ich sie liebe, diese Bücher, deren Kapitelüberschriften bereits kleine Appetithäppchen für das Folgende sind, geheimnisvoll viel- und nichtssagend in einem. Und noch schöner, wenn es bereits den ersten Seiten gelingt, den Leser völlig in ihren Bann zu ziehen. In beidem brilliert dieses Buch, und noch schöner: Es schafft das ohne pyrotechnische Effekte, ohne sensationslüsterne Kracher, einfach durch eine stille, anrührende Schönheit, die wie jede Schönheit ein verborgenes Mehr verspricht, das es noch zu entdecken gilt. Und es enthüllt sich, wenn auch ganz behutsam.

Laura ist elf Jahre alt und sie liegt im Krankenhaus in Greifswald in Ostvorpommern. Nicht zum ersten Mal - auch wenn zunächst kein Grund bekannt ist. Neben ihr liegt die siebenjährige Eileen, die mit ständiger Übelkeit und dünner werdenden Haaren erste Hinweise auf die Art der Erkrankung gibt. Es ist langweilig, immer nur zu liegen, und so verlässt Laura eines Nachts das Krankenzimmer, geht einfach durch die weiße Wand in ein ebenfalls weißes Land, das Eisland, wo es immer kalt ist, immer schneit und in einem gemütlichen Iglu mit bunten Flickenteppichen der Junge Linusch mit seinem Kater Tom lebt.

Bereits nach kurzer Zeit erkennt Laura den Hauptunterschied dieser „Parallelwelt“ zu ihrem Normalleben: Während sie durch ihre Krankheit ständig auf Unterstützung und Betreuung angewiesen ist, kann sie in der Welt des Eislandes selbst als starke Heldin auftreten, auch Linusch bittet sie um Hilfe, da er „es alleine nicht schafft“. Dieses „Es“ entpuppt sich als die Notwendigkeit, den in den Blauen Eisbergen schlafenden Silberwolf zu wecken, damit das erstarrende Leben von Menschen und Tieren wieder aufblühen kann.

Lauras Besuche in der Welt auf der anderen Seite werden im Verlauf ihrer Erkrankung immer häufiger und immer länger, und man erfährt auch nach und nach, woran sie eigentlich leidet: Es ist Leukämie, Blutkrebs, der statt weißer Blutkörperchen immer mehr entartete Zellen bildet, und der zunächst mit Chemotherapie, später mit Bestrahlung und dann einer Knochenmarkspende behandelt wird, um Lauras Leben zu retten. Und wie es eben

wirklich ist, sind die Folgen der Behandlung fast schwerer zu ertragen als die Krankheit selbst, Übelkeit, Schwindel, Haarausfall, Fieber und Phasen der Bewusstlosigkeit wechseln sich ab. So ist es schwer zu entscheiden, ob es nur Phantasien eines fiebernden Kindes, Halluzinationen als Streiche eines sterbenden Gehirnes oder doch zumindest Fragmente echter Erlebnisse sind, die Laura erlebt.

Doch das sind eigentlich sekundäre Fragen. Auch bei Fantasy im gängigen Sinne ist ja nicht die wichtigste Frage, ob ein Übertritt in eine fantastische Parallelwelt tatsächlich möglich ist und real stattgefunden hat, sondern es geht um die Glaubwürdigkeit einer fiktiven Realität. Die hat in dieser Geschichte nicht nur ihren Platz, sondern ist von der Autorin auch sehr überzeugend angelegt. Die – erfundene – Welt des Eislandes ist mit- samt ihren Bewohnern völlig schlüssig und konsequent aufgebaut und geschildert, dabei gleichzeitig äußerst reizvoll und je nachdem auch bedrohlich und beängstigend.

Die Reize der Erzählung sind so zahlreich, dass man leicht der Versuchung erliegen könnte, vieles davon jetzt zu verraten, aber das wäre nicht Sinn einer Rezension. Nur so viel sei gesagt: Jede Seite des Buches lohnt das Lesen. Die Entwicklung, die Laura in der Geschichte durchläuft, macht sie menschlich reifer und lässt erkennen, dass sie Prüfungen, nicht nur die ihrer Krankheit, mit großem Geschick, Mut und Nervenstärke meistern kann. Doch dieser Ausgang der Binnengeschichte ist nicht entsprechend der äußeren Handlung. Hier entwickelt sich alles so, dass, wie die Kapitelüberschrift es sagt, „manche großen Leute ... vielleicht ein Taschentuch (brauchen), aber die kleinen Leute werden schon alles verstehen.“

Genau so ist es – und es ist schön und richtig so. Dennoch bedingt die letztendliche Entwicklung die Altersgrenze „ab 10 Jahre“, denn Grundschul Kinder sind hier wahrscheinlich emotional überfordert. Was aber bleibt, ist eine wunderschöne und zu Herzen gehende Geschichte, die jeden Leser ansprechen wird, darüber hinaus aber wichtige und sinnvolle Einblicke in das Seelenleben krebskranker Kinder zulässt. Sehr empfehlenswert! (Bernhard Hubner)

ab 14 Jahren

Alice Kuipers: Sehen wir uns morgen? Aus dem Englischen von Anna & Christine Strüh. Fischer 2008. 234 Seiten. 9.95



Der vorliegende Band ist eine veränderte Auflage des bereits 2007 im Krüger-Verlag erschienen Buches mit dem Titel “Sehen wir uns wieder? Ein ganz besonderer Roman”. Und in der Tat handelt es sich dabei um einen ganz besonderen Roman. Erzählt wird von Mutter und Tochter, die sich zwar stets daheim verpassen, aber dennoch einander innig zugetan sind. Ersichtlich wird dies aus den unzähligen Zetteln, die am Kühlschrank hängen und mit denen die beiden kommunizieren: Es sind Einkaufszettel, kurze Mitteilungen, kleine Geschichten, die den Alltag der beiden dem Leser sehr lebendig vor Augen entstehen lassen,

so dass zunächst eine völlig normale Alltagsgeschichte vor dem Leser abrollt. Der Leser wird dadurch gleichsam in die Familie eingeführt und aufgenommen.

Daher ist auch für die Tochter Claire und für den Leser der Schrecken recht groß, als sich erste schlechte Nachrichten einstellen, nachdem Claires Mutter einen Knoten in der Brust entdeckt hat. Da der Leser durch die Art der Kommunikation der beiden Frauen auch gefühlsmäßig bereits involviert ist, erlebt er genau wie die Tochter den schrecklichen Verlauf der Krankheit bis zu ihrem bitteren Ende. Am Ende ist auch er von dem Tod der Mutter erschüttert und bleibt zurück.

Dieser kleine, feine Debütroman der jungen Autorin berührt zutiefst. Der Roman ist nicht nur für den "normalen" Leser empfehlenswert, sondern auch für Betroffene und deren Angehörige, da er ihnen eine Möglichkeit des seelischen Verarbeitens bietet. (Elmar Broecker)

Günter Ohnemus: Alles was du versäumt hast. Fischer Schatzinsel 2008. 271 Seiten. 12,90



„... und ich überlegte, in was für einer komischen Familie ich da gelandet bin, wenn man es mal von außen betrachtet – ein Schwuler und eine Lesbe, die heiraten und drei Kinder haben; nein, zwei Kinder haben; nein, drei Kinder. Ein alter (nicht so alter) Mann, der für seine tote Frau den Tisch deckt und ihr Briefe schreibt und nicht zugeben will, dass er mit ihr redet. Eine Medizinstudentin, die mit jedem Semester französischer wird und wahrscheinlich einmal lauter französische Kinder bekommt, die wahrscheinlich auch alle indirekt erzogen werden. Eine wahnsinnig begabte junge Frau, ein Genie, die ihre Zeit bei einer Berliner Band verplempert, statt endlich gegen Beethoven oder Einstein anzutreten. Und ein fast sechzehnjähriger, absolut durchschnittlicher Schüler, der eine Schwäche für ältere Frauen hat und wie sein Großvater Briefe an jemanden schreibt, den er nicht mehr erreichen kann.“

Nein, leichte Kost ist es nicht, was Günter Ohnemus seinem Leser da serviert; jedes einzelne der da angesprochenen Themen könnte allein schon reichen, diesen durch Überfrachtung zu vergraulen. Es sind einige recht heiße Eisen dabei, die Ohnemus anpackt: Homo- und Bisexualität und Abtreibung; Neonazis und Zivilcourage; Alkoholismus und (Anti-)Raucherpropaganda; Adoption und Atomkraftwerke – um nur einige wenige davon zu nennen. Und das alles wagt der Autor auch noch in die „high society“ zu platzieren, anstatt diese Probleme irgendwo in den üblichen Randgruppen der Gesellschaft anzusiedeln, mit erfolgreichen Eltern und einem mehr als begüterten Großvater, bei dem Abgeordnete und andere Prominente ein- und ausgehen, ein „Promizahnarzt“, der sich auch nicht weigert, illegal Zugereiste und gegebenenfalls auch Terroristen zu behandeln, falls sie Hilfe nötig hätten. Womit wir der Liste der behandelten Probleme ein weiteres hinzufügen können.

Dass ein Roman, der all dies zum Thema hat, in erster Linie aber auch noch amüsant sein kann, ist kaum vorstellbar. Ich gebe zu, dass ich das Buch – meine erste Begegnung mit Günter Ohnemus – ohne große Begeisterung zur Hand nahm, um es dann nicht mehr los-

zulassen, bis ich es zu nachtschlafener Zeit endlich ausgelesen hatte, mit dem deutlichen Wunsch, am liebsten gleich noch einmal von vorn zu beginnen.

Wie Günter Ohnemus mit der Flut der angesprochenen Probleme umgeht, ist nur schwer angemessen zu beschreiben, aber es ist genau diese Annäherung an Themen, die den Roman so überaus unterhaltsam und lesenswert macht.

Ich weiß nicht recht, ist es eigentlich ein Jugendroman, nur weil der „Held“ ein Jugendlicher ist, an der Schwelle um Erwachsenwerden? Egal, der Roman entzieht sich einer Klassifizierung, passt in keine Schulblende ganz, aber ein bisschen in alle hinein, und Gott sei Dank hat Fischer ihn in seine Kategorie der Jugendbücher aufgenommen, bevor die Geschichte irgendwo für diese Lesergruppe unerreichbar verkümmert wäre.

Was als ganz „normale“ Ich-Erzählung beginnt, verändert schnell seine Form, als Chuck, die knapp 16-jährige Hauptfigur, die Nachricht vom Unfall seines Freundes Toby erhält, der seitdem im Koma liegt. Wie geht man um mit der eigenen Verzweiflung, dem Mitleid, dem Betroffensein? Angeregt vom Großvater, der seiner verstorbenen Frau täglich Briefe schreibt, um seiner Trauer zu begegnen, entscheidet Chuck sich ebenfalls für Briefe; Briefe, die den Freund vielleicht nie erreichen werden, die dieser vielleicht nie lesen wird, die aber doch eines Tages als eMail abgeschickt und irgendwo im Äther schweben werden. Es entsteht so etwas wie ein Tagebuchroman, in dem Chuck Toby alles erzählt, „was er versäumt hat“, während er im Koma liegt, und er erzählt darin Dinge, die er dem „lebenden“ Toby nie erzählt hätte.

Wie schon zuvor der Roman eine Ich-Erzählung mit Retrospektive bis hin zur Generation der Großeltern war, ist dieses Tagebuch nun eine Mischung aus Gegenwart und Vergangenheit, aus aktuellen Ereignissen, Erinnerungen, künftigen Erwartungen – eine Mischung, die dem Leser einen unmittelbaren, direkten Blick in die Psyche des Schreibenden gestattet.

Nicht immer sind es wichtige oder große Ereignisse, wie die Szene mit den Neonazis im Zug, die zu einer großen (inneren) Diskussion von Mut und Zivilcourage und eigener Feigheit führen, sondern eher Stimmungsbilder, feinfühlig, atmosphärische Schilderungen aus dem Leben der einzelnen Personen, leicht und geradezu locker plaudernd dahin erzählt und doch so treffend.

Es lässt sich kaum sagen, was das Hauptthema des Romans ist; gleichgewichtet stehen die so unterschiedlichen Themen nebeneinander. Vielleicht ist es in erster Linie die Geschichte eines Jungen, Prototyp eines intellektuellen Jugendlichen aus „gutem Hause“, der den ersten Schritt in die Welt der Erwachsenen tut, ohne sich selbst dabei zu verlieren, auf der Suche nach seiner eigenen Wahrheit und dem Lebenssinn. Aber vielleicht ist es in erster Linie doch eher eine Liebesgeschichte – die Geschichte von der ersten großen Liebe im Leben zweier junger Menschen, die sich messen muss an den nicht weniger ungewöhnlichen und an tragikomischen Elementen nicht ärmeren Liebesgeschichten der Eltern und Großeltern.

Aber was es auch ist, es ist ganz leicht und ohne jede Sentimentalität erzählt, und es erstaunt, wie konsequent Günter Ohnemus diesen Ton bis zum Ende aufrecht erhalten kann, ohne je zu entgleisen oder auch nur andeutungsweise abzuweichen.

Ein sonniger, unterhaltsamer Roman, nachdenklich stimmend, problemorientiert, humorvoll, melancholisch, unsentimental gefühlovoll, zerbrechlich, traurig schön. (Astrid van Nahl)

Vorgestellte Bücher

Gergely Kiss: Ein neuer Mann für Mama. Picus 2008	2
Françoise Legendre: Orangen für Opa. Sauerländer 2008	3
Brigitte Weninger: Auf Wiedersehen, Papa. minedition 2008.....	4
Kari Vinje: Pelle und die Geschichte mit Mia. Brunnen 2008.....	6
Susanne Lütje: Hamlettas wilder Sommer. Fischer Schatzinsel 2009	7
Ingrid Uebe: Anna und die Himmelsbriefe. Eine Weihnachtsgeschichte. cbj 2008.....	9
Gert Scobel: Wie Niklas ins Herz der Welt geriet. Bloomsbury 2008	10
Antonia Michaelis: Laura und der Silberwolf. Fischer Schatzinsel 2009.	12
Alice Kuipers: Sehen wir uns morgen? Fischer 2008	13
Günter Ohnemus: Alles was du versäumt hast. Fischer Schatzinsel 2008	14